

24. Dezember.2006

Heiligabend, Christmette, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, 23.00 Uhr

Pfr. Martin Germer

Predigt zur Sprache der Weihnachtsgeschichte Lk. 2, 1-20 und der alten Weihnachtslieder

Liebe Gemeinde der Christnacht!

Da sind nun also auch wir alle wieder um die Krippe versammelt, in näherem oder weiterem Umkreis. Diese Geschichte hat uns zusammengeführt, die Geschichte von der Geburt des Kindes in Bethlehem, heutzutage vielleicht die bekannteste aller biblischen Erzählungen, bekannter sogar als das Geschehen um Kreuzigung und Auferstehung Jesu. Für viele ist es sozusagen die Urszene des christlichen Glaubens. Nicht umsonst sind die Kirchen an keinem anderen Tag auch nur annähernd so gut gefüllt wie heute. Und das sage ich ohne jeden Unterton: Schön dass Sie jetzt alle hier sind! Schön, dass wir diese Geschichte miteinander hören konnten, die Lieder dazu singen, und alles das tun, was sonst zu diesem Gottesdienst gehört!

Die Weihnachtsgeschichte als Urszene des christlichen Glaubens. So ist es heute – hier bei uns. Immer war es das nicht. In der Bibel selbst und auch noch lange danach war die Geburtserzählung eine Geschichte unter vielen. Wie kommt es, dass sie heute so sehr ins Zentrum gerückt ist? Vielleicht, weil es hier so elementar menschlich zugeht – mit der Geburt eines Kindes? Weil wir da nicht erst, wie bei vielen anderen Geschichten des Glaubens, Erklärungen brauchen, Fremdheit überwinden müssen, weil sie keine besondere Glaubenszumutung enthält und weil da auch nichts Erschreckendes geschieht? Gewiss, von den Hirten auf dem Feld wird erzählt: „und sie fürchteten sich sehr“. Doch ihr Erschrecken im plötzlich hereinbrechenden göttlichen Lichtglanz muss man sich immer wieder erst klar machen – wir verbinden mit Engeln eher freundliche und tröstliche Vorstellungen.

Und überhaupt: Das mit den Engeln, das mag ja etwas zauberhaft und wie im Märchen wirken. Das andere aber ist doch alles einfach menschlich. Und die Vorstellung von dem neugeborenen Kind „auf Heu und auf Stroh“, hat sie nicht etwas ungemein Anrührendes? Appelliert sie nicht an das Gute in uns, weckt den Wunsch, das Kind zu beschützen, es zu wärmen, ihm zu helfen? Oder doch wenigstens sein Lager mit schönen Blumen und duftenden Kräutern zu bestreuen, mit „Rosen, Nelken, Rosmarin“, wie wir's nachher singen werden, wenn schon sonst nichts zur Hand ist? Die Geschichte hat vieles in sich, was Menschen ganz unmittelbar ansprechen kann.

Und dann dazu alles das, womit diese so menschliche Geschichte sich im Laufe der Zeit umgeben hat, die Lieder und die unzähligen Legenden, die Lichtsymbolik und die ganze Bilderwelt, die Kindheitserinnerungen, die sie wachruft, und die Erwachsenen-Sehnsüchte, die sich in ihr ausdrücken – der

Gesang der Engel vom „Frieden auf Erden“. Dies alles mag dazu beigetragen haben, dass diese Geschichte heute zu *der* Urszene des christlichen Glaubens geworden ist, durch die viele Menschen sich am ehesten angesprochen finden.

Eine Urszene des christlichen Glaubens ist diese Geschichte auch schon vor 400 Jahren gewesen, als die meisten der Lieder entstanden sind, die wir in diesem Gottesdienst singen. Aber wenn man genau hinsieht, dann sprechen diese Lieder eine deutlich andere Sprache. Nicht das elementar Menschliche steht im Vordergrund, das neugeborene Kind, Maria und Josef, Hirten und Engel; das alles wird erst 200 Jahre später breit ausgemalt mit Liedern wie „Ihr Kinderlein kommet“.

Hier in diesen Liedern kommt vielmehr immer wieder ein großes Staunen zum Ausdruck: Der Sohn des allmächtigen Gottes, ja der Ewige selbst wird „niedrig und gering“. Das unendlich Große, die ganze Welt Umfassende wird „ein Kinderlein klein“ und kommt uns damit unendlich nah. „Gott wird Mensch – dir, Mensch, zugute“. Das wird hier als die zentrale Aussage der Geschichte aufgenommen und in vielfältiger Weise nachgesprochen und nachgesungen.

Und aus dem Staunen erwächst der Trost. Diese Lieder stammen aus einer Welt, in der jeder einzelne sich von vielfältigem, unerklärlichem Leid umgeben fand, wo Kriege, Hungersnöte, Epidemien auch das eigene Leben betrafen, wo ein Sterben weit vor der Zeit fast das Normale war. Die Erde wurde trotz aller ihrer Schönheit weithin als ein „Jammertal“ empfunden; irdisches Glück war da allenfalls von kurzer Dauer war, wenn überhaupt. So konnte auch Gott für das damalige Erleben als eine unbegreifliche und schreckliche Macht erscheinen. Wie tröstlich war es da, mit dieser Geschichte hören und sehen zu können: Dieser Gott kommt in diesem Kind in die Welt, macht sich begreifbar, liefert sich selbst diesem Leiden aus, trägt es für uns und mit uns. Auch davon werden wir gleich noch singen: „Du hast dich bei uns eingestellt, an unsrer Statt zu leiden, suchst meiner Seele Herrlichkeit durch Elend und Armseligkeit.“ Und dies wurde zum Glaubensgrund: „Ich lag in tiefster Todesnacht, du warest meine Sonne“. Gottes in der äußeren Wirklichkeit des Weltgeschehens oft so verborgene Liebe wird sichtbar – durch den Glauben an die Geburt des Heilands eröffnet sich das Heil: „Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis; der Cherub steht nicht mehr dafür, Gott sei Lob, Ehr und Preis.“

In dies Staunen konnten wir eben mit Paul Gerhardt und mit Johann Sebastian Bach einstimmen, und ich hoffe sehr, dass Sie es ebenso gern getan haben wie ich; für mich gehören diese Strophen zum Anrührendsten im ganzen Gesangbuch: „O dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel ein weites Meer, dass ich dich möchte fassen!“ Im Singen haben wir uns vielleicht dies Staunen ein bisschen zu eigen machen können. Und wir konnten uns dabei möglicherweise auch daran erinnert finden, dass es bei der Geschichte von der Geburt dieses Kindes „eigentlich“ um die Menschwerdung Gottes geht.

Aber was sagt uns das? Ist das, was wir da singen, auch annähernd noch unser Glaube? Ist das etwas, was auch uns Gewissheit schenkt und was uns

trösten kann? Oder ist es doch eine Sprache und sind es Gedanken aus anderer Zeit, die man zwar singen kann, aber nicht sagen?

Von unseren Alltagserfahrungen und von unserem Alltagsdenken ist das weit entfernt, wie mir scheint. Jedenfalls für viele von uns. Schön und anrührend vielleicht zu Weihnachten, sonst aber ziemlich fremd. Das, finde ich, darf und soll gerade in einem Weihnachtsgottesdienst durchaus ausgesprochen werden. Denn nur, wenn wir hier aufrichtig sind mit uns selbst, nur dann wird es auch dazu kommen, dass die Weihnachtsgeschichte zu uns heute sprechen kann.

Von den Dichtern von vor 400 Jahren unterscheidet uns schon der Ausgangspunkt. Wo sie ausgehen von ihrem Erleben einer in ihrer Überlegenheit fraglos existierenden und ihr Leben bestimmenden göttlichen Macht, da ist schon dieser Gedanke für uns sehr fern gerückt.

Wie gesagt, ich spreche jetzt von unserem Alltagsbewusstsein. Da, so nehme ich es wahr, spielt Gott meist keine große Rolle. Wir können uns vieles erklären, und gehen davon aus, dass es Erklärungen gibt auch für das, was wir nicht wissen. Uns ist bewusst, wie viel in der Welt inzwischen tatsächlich durch menschliches Handeln bewirkt ist, zum Guten einerseits, aber ebenso zum Gefährlichen; und weil wir das wissen, wollen und dürfen wir auch nicht mehr Gott dafür in Anspruch nehmen. Wir leben, jedenfalls in diesem Teil der Welt, unter Bedingungen, die frühere Generationen sich nicht hätten träumen lassen. Die Welt insgesamt ein „Jammertal“? Unser Empfinden ist das nicht. Eher ist sie, so möchte ich das jetzt mal ein bisschen zuspitzen, eher ist die Welt für uns ein „Paradies mit Fabrikationsmängeln“. Wir leben mit relativ hohen Erwartungen, was Lebensstandard, Gesundheit, Erlebnisqualität und Lebensdauer betrifft, und für relativ viele Menschen geht auch relativ viel davon in Erfüllung.

Eine Kehrseite dieses Alltagsbewusstseins aber ist es, dass Gott auf dieser Seite des Gelingenden relativ wenig vorkommt, denn das empfinden wir in der Tendenz fast als selbstverständlich. Überall aber, wo die Normalität durchbrochen wird, wo Schicksalsschläge hereinbrechen; Krankheiten, die sich nicht heilen lassen; Katastrophen von großem Ausmaß; oder wenn wir den Blick in die Teile der Welt richten, wo Krieg ist und wo Menschen verhungern müssen und wo eine Diktatur die andere ablöst; überall da, wo die Fabrikationsmängel unseres vermeintlichen Paradieses erschreckend offenbar werden, da wird es dann womöglich umso mehr zur Frage an den Glauben. Wo ist denn Gott, wenn so etwas in unserer Welt geschieht? So rückt er noch ferner. Und beides zusammen hat wohl erheblich dazu beigetragen, dass die Vorstellungen von Gott für viele von uns heutigen Menschen blasser geworden sind und fremder als zu irgendeiner früheren Zeit.

Aber woher dann Trost erlangen für alles das, was uns unsere menschlichen Grenzen deutlich spüren lässt? Soll es wirklich nur uns selbst geben und unsere eigenen Antworten?

Anders gefragt: Könnte es sein, dass wir jetzt auch darum hier um diese Weihnachtsgeschichte versammelt sind, weil wir spüren, dass wir noch etwas

anderes brauchen als das, was unser Alltagsbewusstsein uns sehen lässt – und das auch nicht nur zum Weihnachtsfest? Sehnen wir uns nach dem Einbruch des Göttlichen in unsere Welt, auch in unsere eigene alltägliche Welt?

Die alte Weihnachtsbotschaft: Gott kommt zur Welt - in dem Kind in der Krippe. Das möchte ich gern immer wieder auf Neue hören – auch wenn es quer zu meinem Alltagsdenken liegt - und möchte dem nachspüren, was uns damit gesagt ist. Ich möchte nicht nur die eine Sprache unserer Wirklichkeit zur Verfügung haben – oder das, was wir dafür halten. Ich bin froh, dass uns auch dies gesagt ist, dass es auch diese uns überlieferte Sprache des Glaubens gibt. Und ich will jetzt noch in drei Punkten nachsprechen, was sie mir für uns heute sagt.

Gott kommt zur Welt in dem Kind in der Krippe. Ich sehe den Ort, an dem das geschieht, die Behelfsunterkunft. Dort kommt Gott zur Welt: bei Menschen „ganz unten“. Das ist wichtig zu hören. Immer wieder. Bei allem, was ich eben gesagt habe über die Welt als „Paradies mit Fabrikationsmängeln“ – und ich hoffe, Sie haben das nicht etwa als zynische Aussage von mir verstanden – bei alledem, womit es vielen von uns heute in vielen Hinsichten besser geht als zu irgend einer früheren Zeit, bei alledem kommt Gott doch genauso und zuerst zu denen, die daran keinen oder nur geringen Anteil haben, zu den Armen, zu den *nicht* Erfolgreichen, zu den Kranken, zu denen, die immer wieder auch unglücklich sind mit sich und ihrem Leben, zu den Trauernden.

Hier an der Krippe werden sie nicht ausgegrenzt und müssen sich nicht im Schatten fühlen. Hier werden sie wahrgenommen und vom Licht beschienen, hier sind sie sozusagen „in der ersten Reihe“. Und das ist für mich immer wieder das erste, was hier zu sehen und zu hören ist.

Gott kommt zur Welt in dem Kind in der Krippe. Das aber ist eine Freude, „die allem Volke widerfahren soll“. An der Krippe ist genauso Platz für die, die nicht zu den „Mühseligen und Beladenen“ gehören. Als zweites ist auch das zu hören. Auch du, dem es gut geht oder der du jedenfalls allen Grund hast, mit deinem Leben zufrieden zu sein, komm zur Krippe und spüre, wie Gott dir dort begegnet. Vielleicht wird dir das Herz dabei weiter als sonst zur Dankbarkeit – wie schön! Ist nicht auch das, was du selbst erreicht und bewirkt hast, in einem tieferen Sinne Geschenk? Und was ist menschliche Größe, was ist Erfolg? Tut es nicht gut, wie sich hier an der Krippe manches relativiert, und wie anderes stärker in den Blick kommt – zum Beispiel der Mensch neben dir? Und was ist mit den Anspannungen und Sorgen, die auch du vielleicht in dir trägst? Was ist mit der untergründigen Angst, es könnte irgendwann für dich nicht mehr so weiter gehen? Leg es ab, dort an der Krippe, wie du es eben gesungen hast: „Ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben.“

Gott kommt zur Welt in dem Kind, dem neugeborenen Kind. Er gibt sich hin, er setzt sich dem aus, was kommen mag. Ein neuer Anfang, den Gott macht – und eine Einladung an uns, neu anzufangen. Wir sind da als die, die wir sind, auch als die, die wir geworden sind. Mit dem, was uns prägt, auch mit dem, was wir mit uns herumtragen, auch mit Schuld, die uns belastet. Alles das dürfen wir ihm zur Krippe bringen. Und Gott begegnet uns dort neu, in der Offen-

heit des neugeborenen Kindes. Vergebung, Versöhnung, neues Leben: Was später bei Jesus begegnen wird, wofür er selbst schließlich sein Leben geben wird, damit wir leben können – hier ist es schon da, und wir dürfen uns diesen neuen Anfang schenken lassen. Auch davon haben wir eben schon gesungen, von der „Sonne, die mir zugebracht Licht, Leben, Freud und Wonne“. Selbst können wir uns das nicht geben, Vergebung und Neuanfang. Aber hier, in dem Kind in der Krippe, in dem Gott zur Welt kommt: da sollen wir es finden.

Liebe Gemeinde der Christnacht, zu Anfang hatte ich von der schönen und anrührenden Menschlichkeit dieser Geschichte gesprochen, dann von der durchaus anderen Weise, in der unsere alten Weihnachtslieder sie zum Klingen bringen. Sodann haben wir ein wenig miteinander nachgedacht über unsere Schwierigkeiten, dies mit unserem Alltagsbewusstsein zusammenzubringen; ich hoffe jedenfalls, dass meine Gedanken dazu auch etwas mit Ihren Gedanken zu tun hatten.

Zuletzt jedoch sind wir dahin gelangt, gerade die eigene Sprache dieser Weihnachtsbotschaft wahrzunehmen als etwas, was uns über die Begrenztheit unseres Alltagsbewusstseins hinausführen kann und möchte. Nochmals mit einem der alten Lieder auf den Punkt gebracht: „Gott wird Mensch – dir, Mensch zugute“. Dass das in uns zum Klingen kommt, und dass wir es auch mitnehmen können über diesen Tag hinaus und in unser Leben, das wünsche ich uns allen.

Amen.